

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

Dankbarkeit - Vorläufer der Freude

Wien, 15. März 2019

Danken ist kein naturwüchsiger Vorgang - kennt die Natur überhaupt Dank? Wenn, dann im übertragenen Sinne: Blumen gedeihen „zum Dank“ für die Pflege; Tiere ebenso. Aber Gedeihen, Wachsen, Blühen ist kein willentlicher, kein reflexer und kein sprachlicher Akt.

Danken hängt vielmehr mit Denken zusammen. Wer denkt, der dankt. Wer dankt, der denkt - das ist mehr als ein Wortspiel. Denken ist jedoch nicht mit einem logischen Akt zu verwechseln - auch kleine Kinder können danken. „Dankend denken“ bedeutet, unbewußte, nicht wahrgenommene Tatsachen des Lebens als Gaben zu erkennen, und das heißt eben, daß sie nicht selbstverständlich sind. Danken heißt, einen Schritt von der Gabe zurücktreten und sie überhaupt als Geschenk erkennen. Tiefer noch heißt danken: nach dem Geber zu fragen, ihn zu erkennen. Dann aber - nach dem schönen Wort Hegels - vom Erkennen zum Anerkennen weiterzugehen. Das ist kein einfacher Schritt, vielmehr bedarf er - in einer Aura des Selbstverständlichen - der Hinführungen. So geht es um die ersten Leitersprossen des Dankens.

### *1. Vorstufen des Dankens:*

#### *1. 1 Sehenlernen*

Die erste Vorstufe des Dankens ist überhaupt das Sehen dessen, „was ist“, noch genauer: des Erstaunlichen, das gar nicht so sein müßte. Aber ein solches Sehen ist ebensowenig naturwüchsig. Man könnte einwenden, Sehen sei doch eine von der Natur verliehene Fähigkeit der meisten Menschen. Ja und nein. Es ist gut erforscht, daß Sehen keineswegs „alles“ sieht. Sehen ist in der Regel auf ein Ziel aus und läßt daher „absichtlich“ alles nicht Zielführende weg.

Seit die italienische Renaissance die Perspektive als achte „freie Kunst“, als „Sehkunst“ nämlich, entdeckt hat, sieht der Mensch der Moderne, was ihm begegnet, in einem vom individuellen Blick begrenzten Feld: Er selbst wird Maßstab dessen, was sich ihm zeigt, oder: Er läßt nur zu, was er sehen will.<sup>1</sup> Das Mittelalter schuf in Plastik und Gemälde noch Gesichter, in denen die Augen weit auseinanderstehen: nicht ein Zeichen der Unfähigkeit des Künstlers, sondern ein Zeichen anderer Wahrnehmung: Dieser Blick setzt Wirklichkeit nicht in einen Ausschnitt, sondern läßt sich das Ganze „zukommen“, *omnia simul*. Die Wirklichkeit brandet gleichsam gegen das Sehfeld an und drängt die Augen nach außen und seitwärts. Schon mit diesen unterschiedlichen Sehhaltungen wird deutlich, daß im Blick auf Wirklichkeit kein einfaches Abbilden durch das Auge stattfindet, sondern eine Art von Bändigen des Überflusses, aber auch Ausschalten, Betonen, Hervorheben, Überarbeiten des Gesehenen... Aber zugleich feilt die Wirklichkeit unentwegt – wenn man sie denn zuläßt – an dem bereitgestellten Rahmen. Andererseits könnte sie nicht bestanden werden, wenn sie nicht immerfort geordnet, dem menschlichen Begreifen dienlich, und das heißt auch: durch das Auge schöpferisch beantwortet würde.

In der Tiefe des Sehens ruht eine Entscheidung: nicht *was*, sondern *wie* etwas gesehen wird. Sehen ist ein Hervorbringen – nicht des Gegenstandes, sondern seiner Bedeutung. *amor oculus intellectus*, „Liebe ist das Auge der Einsicht“, so Richard von St. Victor (1110-1178); aber auch: *odium oculus intellectus*, gleichermaßen sieht der Haß. Hans Christian Andersen skizzierte in dem Märchen von der *Schneekönigin* den gefrorenen Blick. Wer von ihr einen Eissplitter ins Auge gesetzt bekommt,

---

<sup>1</sup> In extremer Weise stellt das Fernsehen nur noch „Ausschnitt“ von Wirklichkeit dar. Der Ausschnitt rückt bereits durch Weglassen nahe an die Lüge heran.

sieht die Welt kristallinisch gebrochen. Diese Entstellung des Blicks führt zur Mißdeutung der Phänomene; sie fallen von selbst in den Starrkrampf des Zufälligen, Unbedeutenden oder Nichts-Bedeutenden. Selbst die Liebe ist davor nicht gefeit; sie erscheint in Andersens Erzählung nur noch in der abgedämpften Gestalt des Eigen-Interesses, des hintergründig eingefädelten Haben-Wollens. Andererseits gibt es die Lösung vom „gefrorenen“ Blick: den offenen, ja den liebenden Blick. Er sieht die Welt wird wieder rund und schön, anders tritt sie auf ihn zu – nicht weil sie anders geworden wäre, sondern weil der Mensch seinen Willen zu sehen geändert hat. Diese „bildende Kraft“, die im Sehen selber liegt, muß zuerst bedacht werden, um den Willen für anderes als das immer schon Gesehene aufzuschließen. Nämlich: die „bilderstürmende“ Macht der Wirklichkeit einmal einzulassen, neu zu sehen, Neues zu sehen.

## 1.2 Achtsamkeit

Indien hat das Sehen erzogen: zur Achtsamkeit auf das, was sich zeigt. „Achtsamkeit<sup>2</sup> (Pali: *sati*) liegt als eine – das menschliche Dasein mit seinem Körper, seinen Gefühlen und seinem Geist betrachtende – meditative Grundpraxis allen buddhistischen Schulen zu Grunde, wird aber insbesondere in der burmesischen Theravada-Tradition überliefert, gelehrt und geübt. *Sati* beschreibt die Qualität des Geistes, sich in vollem Umfang dessen gewahr zu sein, was in ihm gegenwärtig ist. Wobei *samma sati*, rechte Achtsamkeit, sich abgrenzt von bloßer Aufmerksamkeit. *Richtig* oder *vollständig* (*samma*) heißt hier, dem Erlangen des Zieles der Befreiung vom Leiden dienend und genügend.

Nach den Lehrreden des historischen Buddha gibt es vor allem „vier Grundlegungen der Achtsamkeit“ (im Satipatthana Sutta):

1. die Achtsamkeit auf den *Körper (Atmen)*
2. die Achtsamkeit auf die *Gefühle/Empfindungen* (Bewertung als wohl, weh oder weder-wohl-noch-weh)
3. die Achtsamkeit auf den *Geist* (seinen aktuellen Zustand und seine Veränderungen, z. B. abgelenkt, konzentriert, verwirrt)
4. die Achtsamkeit auf *Objekte* (alle äußeren und inneren Objekte/Dinge, die gegenwärtig wahrgenommen werden)

Achtsamkeit ist das siebte Glied des Edlen Achtfachen Pfades, der erste der Sieben Faktoren des Erwachens sowie die dritte der insgesamt *Fünf Fähigkeiten*: Vertrauen, Energie, Achtsamkeit, Sammlung, Weisheit.“

Die Schulung der Achtsamkeit ist also ein ausgesprochenes Training (griechisch: Askesis), es muß nämlich gegen den abgegrenzten Eigenwillen, die normale Zielstrebigkeit des Sehens vorgehen und anderes auf sich eindringen lassen, das bisher ausgespart wurde oder nur unterschwellig Eingang fand. Atmen müssen wir nicht lernen, aber den Atem beobachtend kommen und gehen lassen ist ein Willensakt. Schmerz oder Wohlgefühl müssen wir nicht beachten lernen, sie drängen sich ja auf, aber wir können sie dennoch unterdrücken - in der Achtsamkeit bleiben sie aber gegenwärtig.

Dennoch ein Einwand: Achtsamkeit nimmt Vorgänge, Wahrnehmungen, sich Zeigendes entgegen - einfach als solches. Auch Kennzeichnung erfolgt: weh- oder wohltuend. Aber es bleibt beim einfachen, weder begrüßenden noch abwehrenden Entgegennehmen. Ob das, was sich zeigt, Gabe ist, gar einen Geber hat, wird nicht gefragt. Ob es „mich meint“, ob es auf meine Stellungnahme gemünzt ist, ob es meine Antwort wünscht, bleibt offen. Wir können Achtsamkeit als eine

---

<sup>2</sup> Ab hier bis „Weisheit“ zitiert (mit Auslassungen und Verbesserungen) nach wikipedia.

unpersönliche Weise gesteigerter Aufmerksamkeit bezeichnen. Das ist nicht nichts, es erweitert jedenfalls die Fähigkeit des Sehens von Wirklichkeit und führt aus der Gefahr des Tunnelblicks heraus. Dennoch: Diese Form von Achtsamkeit bleibt sachlich, apersonal, registrierend.

Simone Weil (1909-1943), die Sanskrit lernte, um die Weisheit Indiens kennenzulernen, schreibt eindringlich von der *attention*. Aber *attention* wendet das, was sich zeigt, bereits in eine Aufforderung, in eine Beziehung, die „zieht“. Sie liest den Wunsch in den Dingen, gesehen, vielmehr: geschätzt zu werden: „Der Schönheit der Welt keine Aufmerksamkeit zu schenken, ist vielleicht ein so großes Verbrechen der Undankbarkeit, daß es die Strafe des Unglücks verdient.“<sup>3</sup> Das klingt ähnlich wie bei *sati*, ist aber weiter und tiefer: aus dem reinen Erkennen eben in ein Anerkennen, in ein Wertfühlen, in ein Getroffenwerden zu wechseln. Oder kurz: in eine „Anrede“ durch die Wirklichkeit und eine zugewandte Antwort. Damit wird gesehene Wirklichkeit bereits personal, durchtönend. Es spannt sich ein Anspruch vom Gesehenen zum Erkennen, ein Rufen.

### 1.3 Zuwendung: Der schöpferische Blick

So steigt eine weitere Leitersprosse des Dankens aus der Achtsamkeit zur Zuwendung auf. Sie führt weiter als die Achtsamkeit, denn sie verändert erstaunlicherweise sogar das Gesehene. Dazu die Beobachtung eines Meisters des Sehens: Romano Guardini (1885-1968).

Ende August 1924 hielt Guardini in Burg Rothenfels am Main einen Vortrag über Goethe und Thomas von Aquin. Die versammelte Jugend feierte Goethes 175. Geburtstag und das Vorspiel zu Thomas' 700. Geburtstag 1925. Der improvisierte Vortrag war überschrieben *Vom klassischen Geist*: „Dazu gehört vor allem die Weise, wie sie in die Welt schauen, nämlich mit einem ganz offenen Blick, der eigentlich nie etwas ‚will‘ - daß dieses Ding so sei, jenes anders, das dritte überhaupt nicht. Dieser Blick tut keinem Ding Gewalt an. Denn es gibt ja schon eine Gewalttätigkeit in der Weise des Sehens; eine Art, die Dinge ins Auge zu fassen, die auswählt, wegläßt, unterstreicht und abschwächt. Dadurch wird dem wachsenden Baum, dem Menschen, wie er seines Weges daherkommt, den aus sich hervorgehenden Geschehnissen des Daseins vorgeschrieben, wie sie sein sollen, damit der Blickende seinen Willen in ihnen bestätigt finde. Der Blick, den ich hier meine, hat die Ehrfurcht, die Dinge sein zu lassen, was sie in sich sind. Ja, er scheint eine schöpferische Klarheit zu haben, in welcher sie richtig werden können, was sie in ihrem Wesen sind; mit einer ihnen sonst nicht beschiedenen Deutlichkeit und Fülle. Er ermutigt alles zu sich selbst.“<sup>4</sup>

Im Unterschied zur Achtsamkeit ist der schöpferische Blick nicht nur offen, sondern läßt das Gesehene auch „aufblühen“. Natürlich insbesondere den Menschen, den man absichtslos und zugleich raumgebend anblickt. Im Hintergrund Guardinis steht daher das *freilassende* Sehen, das dem anderen zum Werden, zu seinem Werden verhilft. Es sieht ihn nicht vom eigenen Zweck her geprägt, auch nicht in anderer Weise zwecklich, sondern in seinem sinnvollen Dasein. Zwecklos, aber sinnvoll sind die Grundvollzüge des Daseins, und dies „einzuräumen“, entbindet den anderen zu seinem Sinn.

Wenn das geschieht, ist die Frage, ob aus dem absichtslos Gesehenen, dem Freigegebenen selbst sich etwas auftut, berührt, und zwar mehr als sachlich. Anders: ob das Erblickte eine Botschaft hat - ob es sich nun um Menschen oder Dinge handelt.

---

<sup>3</sup> Simone Weil, Zeugnis für das Gute. Traktate, Briefe, Aufzeichnungen, hg. u. übers. v. Friedhelm Kemp, Olten/Freiburg 1976, 51.

<sup>4</sup> Romano Guardini, Von Goethe und Thomas von Aquin und vom klassischen Geist, in: ders., In Spiegel und Gleichnis, Mainz 1932, 21.

## 2. Dankbarkeit

In einem Dresdner „Gebetskreis für Atheisten“ in den 1990er Jahren wurde am Anfang das voraussetzungsloseste aller Gebete gebetet - einfach ein Dank. Wofür? Für die Tatsache, daß man studieren konnte, daß man genügend gesund war, Verstand und die nötigen Finanzen hatte... Der Schritt in die kurze Reflexion führte zum Dank: Aus dem Selbstverständlichen wurde das Erstaunliche. Und zwar ohne zunächst nach einer Adresse zu fragen, sondern nur den Schritt des Abstandes vom gleichgültig Hingenommenen zu tun.

Das erfordert jedoch auf Dauer eine Wendung. Unabweislich erhebt sich nämlich die Forderung, nicht dem „Dasein“ zu danken oder in der neutralen Akzeptanz dessen zu bleiben, was sich zeigt, sondern ins Staunen überzugehen. Staunen meint: Es könnte auch anders sein. Und dennoch ist es gerade so! Hier kann man den Zufall ins Feld führen - aber es gilt der Einwand, daß das, was im Innersten berührt, nicht ein bloßes Zufallsprodukt sein kann. Was den Menschen ergreift, muß ihm zumindest adäquat sein. Wieso bricht Simone Weil in einem Pariser Vorortzug in Tränen aus über die Schönheit einer Landschaft, die selbst unempfindlich bleibt? Wieso sollte man dankbar sein für etwas, das von dem Dank nichts weiß und nichts erfährt? Dann wäre der Dankende überlegen der „Sache“, der er dankt...

Vielmehr: Es ergreift etwas, das mich meint. Meinen heißt „mein sein“ - etymologisch falsch, aber gedanklich richtig (nochmals Hegel). Durch das Objektive hindurch greift nach dem Dankenden eine Bedeutung, die auf ihn deutet. Nicht die Anonymität des Daseins lockt heraus zum Dank, sondern ihre Bedeutungsfülle, die angeht, manchmal anspringt. Nicht Äquidistanz, nicht Gleichmut, nicht Abstand ist Antwort auf das Wort, das die Dinge aussprechen, sondern Getroffensein, Weinen und Lachen, Wehmut und Heiterkeit. Dank ist Beziehung, ein Auf - hin zu dem, was lockt.

Und der Dank mündet nicht allein in ein Bewußtwerden vom gratis-Charakter des Daseins (gratis = umsonst geschenkt), sondern tiefer in ein staunend sich selbst sehendes Ich. „Unser Leben - welch ein seltsames Ding! (...) Es ist kostbar; so kostbar, daß das Wunder des lebendigen Daseins einen zuweilen ganz überfluten kann, und man innehält und nicht weiß, mit welchen Worten man sagen soll, wie selig das ist, sein zu dürfen. Es freut sich, es entbehrt, es leidet. Es kämpft und schafft. Es verbindet sich mit den Dingen und durchfühlt sie. Es vereinigt sich mit anderem Lebens und daraus entsteht keine Summe, sondern Neues und Vielfaches.“<sup>5</sup>

So arbeitet sich langsam der Gedanke, nein, die Gewissheit durch: Wenn schon das Unbelebte mit geheimnisvoller Anziehung begabt ist, wie nicht auch das Ich als Resonanzboden dieser Anziehung. Auch das Ich ist gratis, unerklärlich für sich selbst, nicht einfach Produkt elterlicher Gene. „Kinder sind die unbeabsichtigte Nebenfolge anderweitig intentionaler Handlungen“, heißt ein spröder soziologischer Satz. Vielmehr gilt, in der Formulierung des Augustinus, eine langsam wachsende Einsicht: Jemand wollte, daß ich sei. Nicht nur in meinem einfachen Vorhandensein, sondern in meinem Sosein, im unverwechselbar Einmaligen.

## 3. Freude: an der Signatur Gottes in der Schöpfung

---

<sup>5</sup> Romano Guardini, *Der Herr. Betrachtungen über die Person und das Leben Jesu Christi*, Würzburg 3.A. 1940, 286f.

„Jemand wollte, daß ich sei“: Das ist Ursprung von Freude. Sein wird erfahren aus einer unvordenklichen Beziehung, so wie alle anderen erstaunlichen Dinge und Menschen aus einer Beziehung stammen.<sup>6</sup> „Wer freudig ist, hat zu allen Dingen den rechten Stand.“<sup>7</sup>

Schöpfung ist so gesehen Ruf und Begabung zum Mitsein, sie wünscht *condiligentes*.<sup>8</sup> Sich vorzufinden, geschaffen zu sein umschließt schon die Erfahrung, gewollt zu sein. Dasein ist Sich-Gegönnt-Sein – als eigenes Eigentum, nicht als Eigentum eines anderen. Daß aber jemand ist, der gönnt, dieser geheimnisvolle, aller Zustimmung entzogene Urwille ist das Wasserzeichen aller Schöpfung. Anders gewendet läßt sich sagen: Eros ist das Wasserzeichen der Schöpfung. Dasein, Geliebtsein und Wert-Sein gehören zutiefst zusammen.

Aber der Gedanke strahlt noch weiter aus: Einen anderen Menschen schätzen heißt teilnehmen am Schöpfungswillen Gottes, heißt diesen Urwillen noch einmal wiederholen und bestätigen. Daher weist Freundschaft, sogar Liebe auch das nur romantische Gefühl ab – durch ihre „harte“, unaufgebbare Forderung nach dem wahren Gesicht des anderen, das ihm nicht erlaubt, sich zu unterschreiten. Der andere wird in seinem „Ursprung“ gesehen, in seinem Sprung aus dem Willen des Schöpfers. Rainer Maria Rilke: „Wir ahnten es zwar, doch ist es uns niemals vielleicht so deutlich aufgezeigt worden, daß das Wesen der Liebe nicht im Gemeinsamen läge, sondern darin, daß einer den andern zwingt, etwas zu werden, unendlich viel zu werden, das Äußerste zu werden, wozu seine Kräfte reichen.“<sup>9</sup>

Lieben ist Hochform von Freude, Hochform ihrer Erfahrung. Das Neue an der Freude - mehr als beim Dank - ist ihre Tätigkeit, das aktive Antworten, ja das Übermaß an Antwort, das sie gibt. Sie erhält nicht (nur) eine Gabe, sie selbst ist (Gegen-)Gabe. Freude freut sich an der Anwesenheit des Geliebten. Und das bleibt nicht einseitig, sondern kommt resonant zurück: „Du bist mein, und nun ist das Meine meiner als jemals.“<sup>10</sup>

Die Regel des hl. Benedikt spricht von der Kraft, in „unendlicher Freudigkeit der Seele (*serenitas animae*) und immer rascherem Lauf auf dem Weg zur Höhe emporzueilen“<sup>11</sup>. Diese Kraft bedarf des Maßes (*modestia*), um im „täglichen Dienst“ die innewohnende Trägheit zu überwinden. Aber dann öffnet sich die Melodie des Geschehens, zusammen mit der großen Zustimmung zu dem, was geschieht. So der irische Mythos: „Einst, als sie von der Jagd rasteten, erhob sich ein Streit unter den Fianna-Finn, was wohl der schönste Wohlklang auf der Welt sei. 'Du sag es uns', sagte Fionn und wandte sich zu Oisín. 'Der Ruf des Kuckucks aus dem höchsten Wipfel', meinte sein fröhlicher Sohn. 'Ein guter Klang', sagte Fionn. 'Und du, Oskar? Was dünkt dich die schönste Musik?' 'Der Klang eines Speers auf einen Schild!', rief der wackere Jüngling. 'Das ist guter Klang', sagte Fionn. Dann erzählten die anderen Recken, was ihnen das Liebste sei: der Brunstschrei eines Hirsches überm Strom, das ferne volle Gekläff einer jagenden Meute, das Lied einer Lerche, das Lachen eines fröhlichen Mädchens oder das Flüstern, wenn ihr Herz erbebt. 'Das alles ist guter Klang', sagte Fionn. 'Sag uns, was du denkst, Fürst', wagte einer zu fragen. 'Die Melodie dessen, was geschieht', sagte der große Fionn, 'das ist die herrlichste Musik der Welt.'“<sup>11</sup>

---

<sup>6</sup> Daher ist die Relationsontologie, die sich aus dem Trinitätsgedanken des Christentums entfaltet, fruchtbarer als die antike Ontologie, welche die Relation nur als eine unter anderen Kategorien denken konnte und vom statischen Sein ausging. Vgl. Heinrich Rombach, *Substanz - System - Struktur. Die Ontologie des Funktionalismus und der philosophische Hintergrund der modernen Wissenschaft*, 2. Bde., München/Freiburg 21981.

<sup>7</sup> Romano Guardini, *Briefe über Selbstbildung*.

<sup>8</sup> Duns Scotus, *Opus Oxoniense III d. 32 q. 1 n.6*: „Deus vult *condiligentes*.“

<sup>9</sup> Rainer Maria Rilke, *Die fünf Briefe der Nonne Marianna Alcoforado* (1907), SW 11, Frankfurt 1955, 1001.

<sup>10</sup> J. W. von Goethe, Hermann und Dorothea. Urania, Aussicht, Frankfurt 1976, 116.

<sup>11</sup> James Stephens, *Fionn der Held. Irische Sagen und Märchen*, hg. v. G. Trausmuth und H.-B. Gerl-Falkovitz, KBA 1, Heiligenkreuz 2017, 79f.

#### 4. Das Durchscheinen der Ur liebe in der Freude

Spricht denn der persische Dichter Dschellaeddin Rumi im 13. Jahrhundert von Gott oder von der Geliebten, wenn er singt?

„Ohne andere kann ich sein, ohne Dich geht es nicht,  
Mein Herz trägt Dein Mal, einen anderen Ort gibt es nicht.  
Durch Dich siedet die Seele, das Herz trinkt aus Dir,  
Der Verstand schreit: Ohne Dich geht es nicht.“<sup>12</sup>

Oder wen meint Goethe in dem Gedicht *Nähe des Geliebten*?

„Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer  
    Vom Meere strahlt;  
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer  
    In Quellen malt.  
Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege  
    Der Staub sich hebt;  
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege  
    Der Wanderer bebt.  
Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen  
    Die Welle steigt.  
Im stillen Haine geh ich oft zu lauschen,  
    Wenn alles schweigt.  
Ich bin bei dir, du seist auch noch so ferne,  
    Du bist mir nah!  
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.  
    O wärst du da!“<sup>13</sup>

---

<sup>12</sup> Dschellaeddin Rumi Aus dem Diwan, übertr. und eingel. von Annemarie Schimmel, Stuttgart 1964.

<sup>13</sup> J. W. von Goethe, Gedichte und Epen I. Werke 1, München 1981, 242f.